

Zeitschrift: Sinfonia : offizielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband =
organe officiel de la Société fédérale des orchestres

Herausgeber: Eidgenössischer Orchesterverband

Band: 35 (1974)

Heft: 9-10

Rubrik: In memoriam

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In memoriam

ANTOINE-ELISEE CHERBULIEZ, 10. TODESTAG

Am 15. Oktober 1964 starb in Zürich ein Mann, dem der EOV zu tiefem Dank verpflichtet ist. Prof. Dr. Antoine-Elisée Cherbuliez hatte sich zeitlebens intensiv für das Liebhabermusizieren eingesetzt, was für einen Musikwissenschaftler durchaus nicht so selbstverständlich ist. Als Mitglied der Musikkommission des EOV und Redaktor der «Sinfonia» tat er alles für die Hebung des Niveaus der angeschlossenen Orchester, denen er stets mit Rat und Tat beistand. Selber Dirigent von Liebhaberorchestern, kannte er deren Nöte und Schwächen, schätzte aber auch ihr unverfälschtes, gesundes und begeistertes Musizieren. Als prominentes Mitglied des Schweizerischen Musikpädagogischen Verbandes, dessen Präsidium er längere Zeit innehatte, wußte er auch um die Bedeutung der Liebhaberorchester für alle Menschen, die gerne musizieren, ohne diese Tätigkeit zu ihrem Beruf zu erwählen. Als Musikpädagoge zögerte er nie, seinen Schülern zu empfehlen, in einem musikalisch und administrativ straff geleiteten Liebhaberorchester mitzuwirken. Die Perspektive, überhaupt in einem solchen Orchester eines Tages spielen zu können, rechtfertigte in den Augen seiner Schüler das Ausharren im Musikunterricht.

Der Schreiber hat während sechzehn Jahren im Schoße der Musikkommission des EOV mit Professor Cherbuliez zusammengearbeitet und vom Umgang mit diesem gebildeten, höflichen, feinen, geistreichen und witzigen Menschen profitiert, dessen Wissen auf musikwissenschaftlichem und -geschichtlichem Gebiete außerordentlich war. Seine zahlreichen Musikerbiographien sind auch für den Liebhabermusiker stets eine Quelle der Erbauung und Erholung. Das Schweizer Musiker-Lexikon 1964 vermittelt eine interessante Bibliographie seiner Veröffentlichungen. Die schweizerische Musikgeschichte war ihm ein großes Anliegen. Man weiß, wie sehr er die einstigen Musikkollegien unseres Landes schätzte.

Vielen unvergessen werden die Dirigentenkurse und die interessanten Vorträge an Arbeitstagen der Präsidenten sowie die Ansprachen an den Veteranenehrungen im Rahmen der Delegiertenversammlungen des EOV bleiben. Professor Cherbuliez war mit dem EOV aufs engste verbunden. Als er am 26. Mai 1957 anlässlich der 37. Delegiertenversammlung des EOV in Bulle zum Ehrenmitglied des Verbandes ernannt wurde, war dies eine Geste, die ihn sichtlich bewegte. So gedenken wir denn in Dankbarkeit und Verehrung des unermüdlichen Förderers des Liebhabermusizierens.

ED. M. F.

ANTON BRUCKNER, 150. GEBURTSTAG

Die Musikwelt feiert diesen Herbst mit großen Konzerten und vielen Abhandlungen den 150. Geburtstag von Anton Bruckner, der am 4. September 1824 in Ansfelden (Oberösterreich) zur Welt kam. Er entstammte einem oberösterreichischen Bauern- und Handwerker-geschlecht. Großvater und

Vater waren Schulmeister. Der junge Anton selber bereitete sich in Linz auf den Schullehrerberuf vor, den er während rund zehn Jahren ausübte. Mit der Kirchenmusik kam er schon sehr früh als Singknabe im Stift St. Florian in Berührung. Er bildete sich in Linz und an verschiedenen andern Orten, wo er als Lehrer tätig war, musikalisch weiter, kam 1845 wieder nach St. Florian, wo er fünf Jahre später Stiftsorganist wurde. Der Entschluß, den Musikerberuf ganz zu ergreifen, ist Bruckner nicht leicht gefallen. Er festigte sich erst mit der Uebernahme der Domorganistenstelle in Linz Ende 1855. In Linz vervollkommnete er seine musikalische Ausbildung durch intensives Studium. Unter der Anleitung von Otto Kitzler gewann er ein tiefes Verständnis für die Formenwelt der klassischen und romantischen Instrumentalmusik, eignete sich die Kunstgriffe moderner Instrumentation an und näherte sich der Musik Richard Wagners. In Linz begründete sich sein Ruf als hervorragender Orgelspieler und Improvisator. Hier entstanden in den Jahren 1864—68 die ersten großen Meisterwerke, die Messen in d-Moll, e-Moll und f-Moll sowie die 1. Sinfonie in c-Moll.

Von Herbst 1868 an ist Bruckner in Wien ansässig, tätig im Hauptamt als Professor für Generalbaß, Kontrapunkt und Orgel am Konservatorium, nebenamtlich als Lektor für Harmonielehre und Kontrapunkt an der Universität (ab 1875/76). Für das eigene kompositorische Schaffen waren besonders fruchtbar die Jahre 1871—76 (2., 3., 4., 5. Sinfonie) und 1879—85 (Streichquintett, 6. und 7. Sinfonie, Te Deum, 8. Sinfonie). Die Arbeit an der 9. Sinfonie, bereits 1887 begonnen, beschäftigte den Meister bis in die letzten Lebenstage. Eine gültige Niederschrift erfuhr das schon weit gediehene Finale nicht mehr. Bruckner ist als Komponist geistlicher Musik ebenso überragend wie als Sinfoniker. Obwohl sich sein Schaffen in Wien auf die Sinfonien konzentrierte, gelangen ihm hier das Te Deum, der 150. Psalm und eine Reihe von Motetten, die ebenfalls unvergängliche Meisterwerke sind.

Das Milieu, das Bruckner liebte, waren die geistlichen Stifte Klosterneuburg, Kremsermünster und St. Florian. Die Enttäuschungen und Anfeindungen, die er in Wien erlebte, ergaben sich hauptsächlich aus dem Streit der Parteien der Traditionalisten und Neudeutschen, in den Bruckner als Wagnerverehrer hineingeriet, ohne daß er daran dachte, sich programmatisch festzulegen. Dieser Parteienstreit belastete auch das Verhältnis Bruckner-Brahms, obwohl beide Meister sich der Polemik fernzuhalten bestrebt waren. Innerlich blieben sie sich als künstlerisch völlig verschiedenartige Persönlichkeiten fremd. Von Existenzsorgen seit 1878 völlig befreit, erreichte Bruckner einen gewissen Wohlstand. An hohen Ehrungen fehlte es nicht, von denen ihn wohl die Wiener Promotion zum Ehrendoktor (1891) am meisten erfreute. Seine letzte Ruhestätte — er starb am 11. Oktober 1896 in Wien — befindet sich in der Stiftskirche St. Florian, wo eine dankbare Nachwelt ihm ein kunstvolles Grabmal errichtete.

Anton Bruckner hat in seiner Instrumentalmusik auf Nichtberufsmusiker keine Rücksicht genommen. Als Konzertbesucher, Radiohörer und Besitzer einer Stereoanlage erfreut sich der Liebhaber jedoch an den großartigen Sinfonien und Messen Bruckners, der sich lange Zeit mit seinen Werken

nur langsam durchsetzte. Heimstätten der Pflege seiner Musik fanden sich vornehmlich in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz. Neuerdings strahlt Bruckners Musik auch in andere europäische Länder und bis nach den USA aus.

Quelle: Riemann, Musik-Lexikon, Zwölfte Auflage, 1959.

ARNOLD SCHÖNBERG, 100. GEBURTSTAG

Arnold Schönberg (auch Schoenberg), am 13. September 1874 in Wien geboren, hätte vor kurzem seinen 100. Geburtstag feiern können. Sein Vater, Samuel Schönberg, ein Kaufmann des Mittelstandes, starb, als Arnold 16 Jahre alt war. Seine Mutter, Pauline Nachod, schlug sich als Klavierlehrerin durchs Leben. Schönberg besuchte die Realschule in Wien, war in der Musik weitgehend Autodidakt und hatte nur einige Monate Kontrapunktunterricht bei Alexander von Zemlinsky. Anton Webern schrieb 1912 darüber: «Vorübergehend erhielt er von Alexander von Zemlinsky Ratschläge über Komposition, aber nicht so sehr auf dem Wege des Unterrichtes, als dem freundschaftlicher Unterredung.» Es wundert daher auch nicht, daß Schönberg 1901 Zemlinskys Schwester heiratete. Im gleichen Jahr siedelte er nach Berlin über, wo er sich als Dirigent an Ernst von Wolzogens «Ueberbrettel» sowie als Instrumentator von Schlagern und Operetten, später auch als Lehrer am Sternschen Konservatorium eine dürftige Existenzgrundlage sicherte. Auf Antrag von Richard Strauß erhielt er den Liszt-Preis des Allgemeinen deutschen Musikvereins. 1903 kehrte Schönberg nach Wien zurück, wo er dann acht Jahre lang als Komponist, Dirigent und Lehrer tätig war. Freundschaftlicher Kontakt verband ihn mit Gustav Mahler. Anton Webern und Alban Berg zählten dort zu seinen Schülern. Um 1908 begann er zu malen; die meisten der etwa 70 hinterlassenen Bilder (vorwiegend Porträts und Visionen) entstanden 1908 bis 1910. Ein Jahr später siedelte er wiederum nach Berlin über. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges unternahm er von hier aus als Dirigent mehrere Konzertreisen, vor allem mit eigenen Werken. Er wurde 1915/17 zum Militärdienst einberufen, kehrte dann wieder nach Wien zurück. Umfangreiche Lehrtätigkeit, Dirigieren und Komponieren (Erfindung und Entwicklung der Komposition mit zwölf Tönen) beschäftigten ihn bis zu seiner 1925 erfolgten Berufung an die Preussische Akademie der Künste nach Berlin als Leiter einer Meisterklasse für Komposition. Unter dem Zwang des Hitlerregimes verließ er im Mai 1933 Deutschland und übersiedelte, nach kurzem Aufenthalt in Frankreich, nach den USA. Nach kurzer Unterrichtstätigkeit in Boston ließ sich Schönberg im Herbst 1934 endgültig in Los Angeles nieder. Zunächst hielt er Vorträge an der Universität von Südkalifornien und war von 1936 bis 1944 Professor der Musik an der Staatsuniversität von Kalifornien. Er starb am 13. Juli 1951 zu Los Angeles.

Schönberg war der Erfinder der Zwölftontechnik. Als das wurde er auch bei seiner Ankunft in Amerika von sensationshungrigen Journalisten gefeiert. Man sah in dieser Technik ein verblüffend einfaches Rezept, das Komponieren moderner Musik leichter zu machen. Bezeichnenderweise

hat aber Schönberg darüber nie ein Buch geschrieben (das überließ er seinen Schülern Joseph Rufer und René Leibowitz). Er muß gespürt haben, daß die Beziehungsfülle der zwölf aufeinander bezogenen Töne die anfängliche Rationalität des Rezeptes in bestürzende Irrationalität umschlagen läßt. Und wer unter seinen Adepten war schon fähig, die versengende Glut der Empfindungen, von denen Webern spricht, durch die Reihen-Schemata der Zwölftontechnik auszudrücken! Uebrigens glaubte Schönberg, durch diese Erfindung den Primat der deutschen Musik für weitere hundert Jahre gerettet zu haben. Dieses Sendungsbewußtsein wirkt heute keineswegs sympathisch, der Machtanspruch wirkt unheimlich.

Schönbergs Schaffen war durch die revolutionär scheinende Neuartigkeit jahrzehntelang von Mißverständnis, Hohn und feindseliger Ablehnung begleitet. Konzertsandale, die bezeichnenderweise bereits bei den tonalen Werken des jungen Schönberg einsetzten, waren lange Zeit die Regel. Erst nach 1945 begann langsam eine Wandlung einzutreten; bald gab es kaum einen Komponisten von Rang und Namen, der sich nicht mit Werk und Lehre Schönbergs auseinandergesetzt hätte. Ernst Krenek, der in der Zwischenkriegszeit zum Schönberg-Kreis stieß, schrieb im Jahre 1934: «Es gibt wohl kaum einen Komponisten — und die ganze Musikgeschichte dürfte kein ähnliches Beispiel aufweisen —, dessen wesentliche Werke so selten gespielt, in ihrer tönenden Gestalt so wenig bekannt sind wie die Arnold Schönbergs und der dabei doch einen so tiefgreifenden und verwandelnden Einfluß auf seine gesamte Zeitgenossenschaft ausgeübt hätte wie dieser Meister.»

Die Widerstände, denen Schönbergs Musik heute immer noch bei einem durchschnittlichen Publikum begegnet, resultieren aus seiner Haltung, die der Komponist in folgenden Worten ausdrückte: «Der Künstler tut nichts, was andere für schön halten, sondern nur, was ihm notwendig ist.» Notwendig ist für Schönberg die kompositorische Logik, die den schönen verklärenden Schein abstreift, womit der Komponist unter Umständen sehr unbequem werden kann. Alban Bergs und Anton Weberns Werke sind heute für viele «schön» geworden. Schönbergs Werke aber nicht, man findet sie höchstens bedeutend. Schönbergs Charakter ist nicht eigentlich «sympathisch», derjenige von Berg und Webern ist es in einem hohen Maße. Als Beitrag zur Schönberg-Problematik sind auch die Ausführungen unter dem nachfolgenden Titel «Zum Nachdenken» aufzufassen.

Aus der nahezu fünf Jahrzehnte umfassenden Lehrtätigkeit Schönbergs in Europa und USA sind viele hundert schaffende und ausübende Musiker hervorgegangen, voran Alban Berg und Anton Webern. Auch deren Schaffen zeigt, was dieser geniale, von tiefem Ethos erfüllte und seiner Kunst ohne Ansehen von Erfolg kompromißlos verpflichtete Geist für die Musik des 20. Jahrhunderts bedeutet.

Quellen: Rieman, Musik-Lexikon, Zwölfte Ausgabe, 1959. Musica aeterna, Zürich 1948, Band I, S. 220 & ff. Theo Hirsbrunner, Arnold Schoenberg — Lehre und Wirkung in «Der Bund» Nr. 209 vom 8. September 1974.